

Das Gesicht – ein Abbild der Persönlichkeit?

Visitenkarte der Individualität, Bühne unserer Emotionen
oder biometrische Erkennungsfläche:
Inwiefern steht das Antlitz des Menschen für seine Identität?

von Anke Sauter

Der Mensch besteht aus vielen Körperteilen, und doch ist es fast ausschließlich das Gesicht, an dem wir ein Individuum erkennen. Aber erkennen wir es wirklich? In Zeiten des Selfie-Kults und der biometrischen Verfahren ist diese Frage aktueller denn je. Wir leben in einer »fazialen« Gesellschaft: Das Gesicht ist Medium für alle erdenklichen Arten, sich mitzuteilen.

Das Bedürfnis nach Selbstdarstellung hat sich offenbar stark verändert. Früher scheuten Menschen eher die Kamera – aus Bescheidenheit oder aus dem Wunsch, bescheiden und zurückhaltend zu erscheinen. Heute mag das zumindest der jüngeren Generation irgendwie schrullig vorkommen. Das Posieren und Sich-Inszenieren gehört zum Alltag, an jeder Ecke sieht man Menschen, die in ihr Smartphone grinsen. Kein Wunder, dass das Oxford English Dictionary das Wort Selfie 2013 zum Wort des Jahres gekürt hat. Was steckt hinter diesem Trend? Geht es noch um ein Abbild der Persönlichkeit? Sind plötzlich nur noch Narzissten unterwegs? Oder handelt es sich vielmehr um ein Spiel? Wissenschaftler sagen: Wir leben in einer »fazialen« Gesellschaft, also in einer Gesellschaft, in der das »Gesichtliche« eine immer größere Rolle spielt, und auch die »Arbeit« daran. Die verschiedenen Lesarten des Gesichts sind nicht neu; es ist allerdings heute so omnipräsent, dass sich gleich mehrere Wissenschaftsdisziplinen damit beschäftigen.

»Doing Face« – eine Tagung zum »Gesichtlichen«

Im Jahr 2016 widmete das Forschungszentrum Historische Geisteswissenschaften der Goethe-Universität gemeinsam mit dem Zentrum

Literatur- und Kulturforschung Berlin dem Thema eine von der DFG geförderte Tagung – ihr Titel »Doing Face: Gesicht als Ereignis«. Eine der Organisatorinnen der Frankfurter Zusammenkunft war Prof. Susanne Scholz, Anglistin und Literaturwissenschaftlerin an der Goethe-Universität. Im Mittelpunkt der Vorträge und Diskussionen stand das Verhältnis von Gesicht und Identität. Beteiligt waren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Kunstgeschichte, Medienwissenschaft, Literaturwissenschaft; aber auch Erkenntnisse aus Biologie und Psychologie spielten eine Rolle.

Seit jeher ist das Gesicht eine Art Visitenkarte des Menschen, es prägt den wichtigen ersten Eindruck, den eine Person vermittelt. Seine Individualität ist einzigartig, und es trägt mit zunehmendem Alter die Spuren unserer Lebensgeschichte und unserer Lebensweise. Nicht all diese Spuren sind willkommen, und so werden manche von ihnen gern wegmanipuliert. Kosmetik und Schönheits-Chirurgie sind florierende Branchen. Johann Caspar Lavaters (1741–1801) Empfehlung, durch ein moralisch einwandfreies Leben auf ein schönes Gesicht hinzuarbeiten, entspricht nicht dem Trend der Zeit. Aber nicht nur am Gesicht selbst wird manipuliert, sondern auch an seinem Abbild. Das ändert nichts daran, dass Menschen

1 Ist fasziniert von Gesichtern: Der deutsch-weißrussische Künstler Maxim Wakultschik porträtiert Menschen in seinen fotorealistischen Bildern – hier seine Porträt-Box »Sharon«.



2

2 Vermummung verboten: Demonstrieren ist erlaubt in Deutschland, aber man will wissen, mit wem man es zu tun hat. Dafür muss das Gesicht zu sehen sein, denn am Gesicht ist der Mensch erkennbar.

3 Gesichtserkennung spielt schon lange eine Rolle in der Kriminalistik. Die Aufnahmen des 23-jährigen Frank Sinatra entstanden, als er 1938 wegen eines nicht eingelösten Eheversprechens verhaftet wurde.

Gesicht und Identität gleichsetzen – sowohl beim Original als auch bei der Abbildung. Ist das legitim?

Die zweite Ebene des Gesichts ist der Ausdruck: So gleicht es einer Bühne, auf der sich unsere Emotionen und Verfasstheiten abspielen, auf der wir diese inszenieren, vortäuschen oder kaschieren können. Die Mimik ist eine Art Software, die sich mithilfe der Muskulatur auf der Hardware der biologischen Gegebenheiten abspielt. Ob das Minenspiel echt ist und Aufschluss über unser Innenleben gibt oder tatsächlich nur ein Spiel, lässt sich nicht ohne Weiteres erkennen. Das qualifiziert die Mimik zu einem wesentlichen Akteur in der modernen Schauspielkunst. Die Diskrepanz zwischen dem Wunsch, Gesichter eindeutig lesen zu können, und den zahlreichen Möglichkeiten der Manipulation steht im Fokus unterschiedlicher Forschungsprojekte.

Das mediale Gesicht

Ab welchem Zeitpunkt ist sich der Mensch der herausragenden Bedeutung seines Gesichts, jener »kleinen Oberfläche vorne am Kopf« (Scholz), bewusst geworden? Eine Antwort auf diese Frage wäre spekulativ. Anhaltspunkte finden sich zum Beispiel in der Ethnologie und Kunstgeschichte und schließlich in der Literatur.

Die Inszenierung des Selbst im Porträt ist jedenfalls kein neues Phänomen. Schon seit Jahrtausenden haben Menschen das Bedürfnis, sich gemalt in Szene zu setzen. Der Drang des Menschen, sich selbst darzustellen, ist bereits für die Steinzeit belegt: Schon frühe Felsbilder weisen neben Tier- auch Menschendarstellungen auf (siehe S.56, Sabine Graichen, »Vorgeschichtliche Bilder schreiben Kunstgeschichte«). Aus dieser Zeit sind allerdings keine individuellen Porträts überliefert. Realitätsnahe Abbildungen von Personen kennen wir erst aus der Antike. Sie wurden zu unterschiedlichen Zwecken angefertigt – etwa zur Erinnerung an



3

berühmte Persönlichkeiten. Danach wurde die individualisierende Darstellung erst wieder im ausgehenden Mittelalter relevant.

Seit der frühen Neuzeit stellt sich die Kunst explizit dem Anspruch, die Ähnlichkeiten mit dem Abgebildeten herauszuarbeiten. Porträtiert wurden in dieser Zeit vor allem Fürsten, Adelige und Kleriker, später auch Kaufleute, Gelehrte und Künstler. Bald ging es bei den Porträts auch um Informationen über seelische Befindlichkeiten, moralische Einstellungen und Haltungen. Der Maler müsse im Porträt stets die Würde und Größe des Menschen herausarbeiten, die Unvollkommenheit der Natur unterdrücken, so formulierte es der italienische Künstler Giovanni Paolo Lomazzo (1538–1600).

Absichtsvolle Selbstdarstellung

Schon in früheren Zeiten wurden Porträts für einen ganz bestimmten Zweck in Auftrag gegeben, nämlich die Vermarktung der eigenen Person. Zum Beispiel zur Brautschau: So ließ sich etwa der englische Adelige Simon George of Cornwall von Hans Holbein dem Jüngeren in Öl malen, in der Hand eine rote Nelke als Zeichen seiner Heiratsabsichten. Interessant auch die Genese dieses Bildes, das im Frankfurter Städel zu sehen ist: Mithilfe von Infrarot-Reflektografie, die darunterliegende Farbschichten zum Vorschein bringt, sei erkennbar, dass die Barttracht des jungen Mannes durch Holbein mehrmals korrigiert werden musste, erläutert Prof. Jochen Sander, Kunsthistoriker an der Goethe-Universität und stellvertretender Direktor am Städel. Es dauerte wohl etwas, bis der Abgebildete sein Konterfei für gut befand, um einer Frau zu gefallen. Eine Parallele zu den heute in Internet-Foren geposteten Fotografien: Auch diese werden oft technisch aufgehübscht, um entsprechende Wirkung bei den Betrachtern zu erzielen.

»Gesicht = Identität« und seine Folgen

Wie sehr der Mensch in seinem Gesicht erkennbar ist, diese Frage spielte im 19. Jahrhundert eine besonders große Rolle. Durch die Industrialisierung und die damit einhergehende Abwanderung vom Land in die Stadt waren viele Menschen verunsichert, Begegnungen mit anderen Menschen verängstigten sie. »Man muss sich

das so vorstellen: In manchen Stadtteilen wie im Londoner East End drängten sich die Menschen, es gab viele Migranten aus anderen Ländern. Da lag es nahe, nach einer allgemeingültigen Klassifikation zu suchen«, sagt Professorin Scholz. Fortan sollten physiognomische Handbücher Orientierung bieten, wenn es darum ging, mit wem man es zu tun hatte.

Die Anglistin untersucht die englischsprachige Literatur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts unter dem Aspekt, wie Gesichter dargestellt werden. Dabei spielen die Zuschreibungen, die in jener Zeit kursierten und zum Teil stark rassistische, ausgrenzende Züge aufwiesen, eine wichtige Rolle. »Die viktorianische Gesellschaft hat sich sehr an diesen Klassifikationen orientiert«, sagt Scholz. Ein breites Kinn

(Durchsetzungsstärke), angewachsene Ohrfläppchen (mangelnde Spontaneität) – noch heute

glauben Menschen daran, dass diese Eigenschaften Rückschlüsse auf den Charakter eines Menschen zulassen.

Literarische Texte aus jener Zeit stellen diesen Ansatz infrage. In Oscar Wildes Roman »Das Bildnis des Dorian Gray« erreicht die Titelfigur durch einen Pakt, dass das Bildnis statt ihrer die Spuren des Lebens trägt. Dorian Grays Gesicht blieb glatt und schön –

nach der Logik der Zeit musste er ein tadelloser Charakter sein. Doch der Leser weiß: Der vor Unmoral und Schlechtigkeit strotzende Lebenswandel verwandelt statt dem Original-Anlitz das auf dem Gemälde in eine Fratze. Und auch »Der seltsame Fall des Dr. Jekyll und Mr. Hyde« vom schottischen Autor Robert Louis Stevenson entzieht den Zuschreibungen der physiognomischen Bücher ihre Glaubwürdigkeit – handelt es sich doch bei den zwei Gesichtern um ein und dieselbe Person, die einmal als angesehener Arzt, dann aber als mordendes Monster in Erscheinung tritt.

Auch auf dem europäischen Festland dominierte im 19. Jahrhundert der Determinismus: Der italienische Kriminologe Cesare Lombroso entwickelt in seinem 1876 erstmals veröffentlichten Werk »L'Uomo delinquente« (dt. »Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung«, 1887) seine Theorie vom »geborenen Verbrecher«, der sich an äußerlichen Merkmalen wie zusammengewachsenen Augenbrauen erkennen lasse. Die



4 Auf Liebespfaden begab sich der englische Adelige Simon George – und ließ sich dafür von Hans Holbein porträtieren. Das Gemälde wurde mehrmals verändert, bis der Auftraggeber mit seinem Konterfei zufrieden war.



5

5 In Oscar Wildes Roman »Das Bildnis des Dorian Gray« lässt sich der Protagonist malen, und sein Bildnis soll die Spuren seines zügellosen Lebens tragen anstelle seiner selbst. Hier das Cover einer französischsprachigen Ausgabe des Buches, das die Doppelgesichtigkeit des Protagonisten zeigt.

6 Ich fotografier mich, also bin ich: Zwei jungen Frauen war der Besuch des Sommerfestes auf dem Campus Westend mindestens ein Selfie wert.



6

nationalsozialistische Rassenlehre griff später auf diese Klassifizierungen zurück.

Die Anfänge der Biometrie

Wesentlich neutraler ging der Franzose Alphonse Bertillon (1853–1914) zu Werke, der ein anthropometrisches System zur Personenidentifizierung aufstellte, das später als »Bertillonage« bekannt war und in vielen Ländern eingesetzt wurde. Bertillon hatte festgestellt, dass die Identifizierung mit steigender Zahl der Körpermaße genauer wurde. Unter den elf Körpermaßen, die er für ausreichend zur Identifizierung eines Täters hielt, waren auch Kopflänge, Kopfbreite, die Länge und Breite des rechten Ohres. Doch diese Systematik stieß bald an ihre Grenzen, und kurz nach Bertillons Tod löste auch in Frankreich die Erfassung des Fingerabdrucks die Körpermaße ab. Bis heute im kriminalpolizeilichen Erkennungsdienst erhalten geblieben sind aber die Porträt- und Profilaufnahmen nach einer Verhaftung (mug shot), die auf Bertillon zurückgehen.

Im Zeitalter der Digitalisierung kommen die Maße des Gesichts in der Kriminalistik zu neuen Ehren. Längst haben sie einen vergleichbaren Aussagewert wie der Fingerabdruck – insofern ist Bertillon durch die

Entwicklung der Technik rehabilitiert. Die Individualität des menschlichen Gesichts wird zur automatisierten Erkennung von Personen genutzt. An das biometrische Passbild haben wir uns inzwischen gewöhnt. Für Diskussionsstoff sorgt jedoch die Kamera im öffentlichen Raum, mit deren Hilfe polizeilich gesuchte Männer und Frauen aufgrund ihrer biometrischen Daten in der Menschenmenge identifiziert werden sollen. Das Vermummungsverbot basiert letztlich auf der Gleichsetzung von Gesicht und Identität. Ähnlich begründet ist das Verbot von Gesichtverschleierung, das zum 1. Oktober 2017 in Österreich in Kraft getreten ist.

Aber auch der Determinismus lebt fort: So gibt es in den USA eine Forschungsrichtung, die anhand der Gesichtsmuskulatur herausfinden will, ob ein Mensch lügt. Die breite Masse wurde mit dieser Richtung konfrontiert durch die Fernsehserie »Lie to me«, in der der Wissenschaftler Dr. Cal Lightman derartige Untersuchungen durchführt. Die Serie, die in den USA 2011 eingestellt wurde, lief auch im deutschen Fernsehen.

Was der Selfie-Wahn über uns aussagt

Sie sind aus dem öffentlichen Raum kaum noch wegzudenken: Menschen, die sich allein oder in

Kleingruppen mit dem Handy fotografieren. Zum Teil verwenden sie dafür eine Teleskopstange als Armverlängerung, denn es soll auch das Drumherum festgehalten werden. Die Aussage dieser Fotos ist beschränkt: »Ich in Frankfurt«, »Ich beim Skifahren«, »Ich im Flugzeug« usw. Das Gesicht ist oft vorher gepudert, das Outfit gestylt. Häufig werden Aufnahmen so lange bearbeitet, bis alle Pickel und Falten verschwunden sind. Diese möglichst perfekte Inszenierung wird dann ins Netz gestellt, auf dass möglichst viele sehen, wie toll ich aussehe, wo ich mich gerade befinde, was ich gerade Cooles mache.

Manipuliert waren übrigens auch schon die Porträts der Renaissance-Maler. Der Unterschied zwischen Damals und Heute besteht in der verfügbaren Technik: In der Renaissance war das Porträt ein Privileg bestimmter Schichten, während das einfache Volk schlicht nicht die Mittel hatte, sich in Öl malen oder in Stein meißeln zu lassen. Heutzutage besitzt fast jeder ein Smartphone und Zugang zum Internet – und damit die Chance, ein Bild von sich anzufertigen und im Handumdrehen zu verbreiten – sei es in sozialen Netzwerken wie Facebook, sei es in Partnerbörsen. Mit der technischen Machbarkeit wächst das Bedürfnis, sich in einer wie auch immer gearteten Öffentlichkeit selbst darzustellen.

»Ikonisierung des Selbst«

Das Gesicht dient beim Selfie vor allem der Identifikation der abgebildeten Person. Sie will auf möglichst vorteilhafte Weise erkennbar sein. Susanne Scholz spricht von einer »Ikonisierung des Selbst«. Fast ebenso wichtig für das Selfie sind die Umgebung oder die Gesellschaft, in der man sich befindet. Sie sollen das Selbst anreichern und in der Gesamtschau mit anderen Aufnahmen ein facettenreiches Bild vom Leben und der Persönlichkeit der Abgebildeten vermitteln.

»Die Aufmerksamkeit auf das Gesicht hat den Charakter einer Beschwörung, einer Beschwörung von Präsenz in unseren Zeiten, in denen sich eine Angst vor Adressenverlust breitmacht«, sagt der Soziologe Tilman Allert, emeritierter Professor an der Goethe-Universität. Ständig Selfies von sich zu verbreiten, sei insofern eine Art von Identitätsdemonstration, ganz nach dem olympischen Motto: »Dabei sein ist alles!«. Die Siegener Kulturwissenschaftlerin Prof. Natascha Adamowsky, die über das Thema »Selfies and Selves« arbeitet, nennt die Selbstinszenierung die »Währung unserer Gesellschaft«. Seitdem die Lebenswege nicht mehr vorgezeichnet seien, habe jedes Individuum die Freiheit, sich selbst immer wieder neu zu erfinden. Diese Freiheit wirke sich aber bei vielen auch als Zwang aus, das Streben

nach Sichtbarkeit kann auch etwas Verzweifeltes haben in dem dringenden Bedürfnis dazuzugehören. Insofern wächst der Hang zur Selbstdarstellung nicht nur mit der technischen Machbarkeit, sondern auch mit dem sozialen Druck. Das bestätigt auch eine psychologische Studie, die an der Universität Graz entstanden ist: Übertriebene Selbstdarstellung verweist zwar auf narzisstische Züge, diese sind aber mitnichten Ausdruck eines starken Selbstbewusstseins – im Gegenteil. Hinter der perfekten Inszenierung des eignen Gesichts steckt wohl mitunter die Angst davor, sein wahres Gesicht zu zeigen.

Ein mögliches Resümee: Das Dilemma, dass der Mensch das Gesicht einerseits als wichtiges Kommunikationsmedium wahrnimmt und braucht, es aber andererseits Gegenstand der Manipulation ist, sollte zu einer größeren Skepsis in der Wahrnehmung von Gesichtern führen. Nicht immer ist die Maske als solche zu verurteilen, aber sie zu ahnen oder zu erkennen, wäre oft hilfreich. Auf welches Gesicht ist grundsätzlich Verlass? Vielleicht auf das »Blitzer-Foto« beim Überschreiten des Tempolimits. ●



Die Autorin

Dr. Anke Sauter, 49, ist Referentin für Wissenschaftskommunikation in der Abteilung PR und Kommunikation der Goethe-Universität. Obwohl sie meint, dass ihr Gesicht recht individuell ausschaut, passiert es ihr häufig, dass sie als eine andere Person erkannt wird. Das Aussehen allein ist es also wohl doch nicht, was den Menschen identifizierbar macht.

sauter@pww.uni-frankfurt.de